

BULLETIN 1998 - 2



Inhaltsverzeichnis :

- Aus dem Tagebuch eines Einwohners aus Michelbouch 2
- Erinnerungen aus schwerer Zeit 10
- Ehemaliger G.I. kehrt an seinen Einsatzort FOUHREN zurück 14

AUS DEM TAGEBUCH EINES EINWOHNER AUS MICHELBOUCH
(Fortsetzung)

Jahr 1943

Alle Verwaltungen hier im Land sind durchseucht mit deutschen Beamten. Grosse Vorsicht ist am Platz gegenüber diesen Burschen. Ein Beamter, der die Brennereien kontrolliert, sprach dieser Tage, wie so oft, bei einem hiesigen Einwohner vor. Man kam in eine Diskussion über den Krieg und die Kaufkraft der Mark, und unser Einwohner trug dem Beamten folgendes vor:

Es war im letzten Krieg 1914-1918, da lebten im Saargebiet 2 Brüder; der eine sparte all sein Geld, der andere aber, ein Trinker, legte sein Geld in Flaschen Wein an.

Der Krieg ging vorüber und die Inflation verschlang alles Gesparte.

Wer war nun der Reichste?

Nun, derjenige, der die Flaschen Wein getrunken hatte, denn dieser hatte noch die leeren Flaschen antwortete der Beamte.

Und in diesem Kriege geht es wieder so, sagte unser Mann!

Wutentbrannt schnauzte der Nazi ihn an: « Mensch erlauben Sie sich das noch einmal, dann werde ich Sie dahin bringen, wo Sie noch lange Zeit kriegen darüber nachzudenken. «

In CLERF waren am 11. Januar Bomben gefallen.

Am 23. Januar I.K.H. Großherzogins Geburtstag trifft die Meldung ein: TRIPOLIS in alliierter Hand.

Die Konferenz von CASABLANCA (24.1.1943) zwischen Roosevelt, Churchill und den Chefs der E.M. hatte beschlossen nur eine bedingungslose Kapitulation Deutschlands mit totaler Besetzung der Achsenländer anzunehmen. Am 30. Januar trifft die Meldung hier ein, die 6. deutsche Armee sei gänzlich bei STALINGRAD aufgerieben worden.

An diesem Tage kamen die deutschen Beamten mit wächsernen Gesichtern zum Dienst. Mancher von ihnen wird wohl jetzt zu der Einsicht gekommen sein, dass noch nicht alles Gold ist, was glänzt.

Ein deutscher Heeresbericht meldet über den Fall von STALINGRAD:

BERLIN, 1. Februar 1943

In STALINGRAD ist die Südgruppe der 6. deutschen Armee nach zweimonatigem Ringen gegen die feindliche Übermacht, bei bitterer Kälte und nach übermenschlichen Entbehungen am 31. Januar von den zahllosen schweren Waffen, Panzern und Flugzeugen der Bolschewisten überwältigt worden. Von allen Seiten schwer angegriffen hatten die erschöpften Verteidiger Stück um Stück ihrer Stellungen aufgeben müssen und waren schließlich auf einem kaum 300 Meter breiten Platz beim G.P.U.-Gelände zusammengedrängt worden. Aus Mangel an Munition konnten sie weder die konzentrischen Angriffe der Panzer abwehren noch die offenen, im Trümmerfeld aufgefahrenen Batterien unter Feuer nehmen, die mit ihren Granaten die Reste des G.P.U.-Gebäudes zerschlugen und damit den Widerstand der um Generalfeldmarschall PAULUS gescharten Kämpfer zermürben. Die von allen Seiten heranbrandenden Bolschewisten stellten sich die Grenadiere in dem zerschossenen und gesprengten Gebäude noch mit letzter Kraft entgegen. Mit der Zerstörung aller wichtigen Dokumente, Karten und Schriftstücke setzten sie den Schlussstein auf das Denkmal das sie sich mit ihren unvergänglichen Taten schufen. In den zerschlagenen Werkhallen der Traktorenfabrik dagegen setzte die nördliche Kampfgruppe unter Führung des Generals der Infanterie STRECKER ihren heldischen Abwehrkampf fort.

Sie findet in ihrem unerschütterlichen Kampfeswillen die Kraft zum Widerstand gegen die pausenlosen Angriffe des Feindes. Die Bolschewisten schießen systematisch jede noch stehende Wand der weitläufigen Werksanlagen zusammen und werfen Salven von Hand- und Wurfgranaten hinter die Mauerstümpfe, um den Verteidigern jede Deckungsmöglichkeit zu nehmen.

Die Montagegruben, Keller und unterirdische Gänge bieten aber immer noch Schutz. Aus diesen heraus stürmen die unermüdbaren Kämpfer vor, wenn sich feindliche Stosstruppen zu weit vorwagen oder schlagen sie zurück. Auf diese, zu allem entschlossenen Männer konzentriert nun der Feind seine ganze Übermacht. Sie aber halten immer noch stand!

Wir Luxemburger und die Einwohner der übrigen besetzten Gebiete, fragen uns, wie lange halten sie noch stand?

Mit dem Fall von STALINGRAD begannen die Absetzbewegungen. Die Russen hatten die Führung an sich gerissen, trotz der Tatsache, dass die Deutschen Rumänien, Bulgarien und Finnland gegen die Sowjets in den Krieg getrieben hatten.

An zwei Tagen, am 10. und am 12. Februar wurde eine große Zahl Luxemburger nach SCHRECKENSTEIN umgesiedelt.

Im Herbst letzten Jahres war es LEUBUS, BOBERSTEIN, jetzt SCHRECKENSTEIN.

Ganz unerwartet kam mir diese Nachricht nicht und das kam so:

An einem der letzten Abende des Januar erhielten wir den Besuch des Blockleiters, er war auf einem Rundgang begriffen - Werbung für die N.S.V. (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt).

Jedes Haus sollte wenigstens 2 Mitglieder umfassen. Im weiteren Gespräch machte er uns darauf aufmerksam, dass im Februar eine große Menge Luxemburger umgesiedelt würde. Das sollte aber beileibe keine Drohung für uns sein, denn der Beitritt in die N.S.V. wäre wie alles Vorhergegangene freiwillig.

« Eine recht sonderbare und komische Werbung für die Nationalsozialistische Wohlfahrt »

18. Februar:

Die Luxemburger wurden zum totalen Arbeitseinsatz aufgerufen.

Einige Auszüge aus der Tagespresse:

Die Front steht täglich im totalen Einsatz. Sie fordert auch von LUXEMBURG den totalen Einsatz.

Kein Luxemburger darf jetzt abseits stehen. Alle kämpfen in Front und Heimat für den Sieg.

Auch LUXEMBURG mobilisiert seine ganze Arbeitskraft für den totalen Krieg.

Alle Kräfte schaffen für den Sieg.

Auch das deutsche LUXEMBURG will dabei in seinem Einsatz nicht zurückstehen.

Am 18. Februar melden die Deutschen: ROSTOW und WOROSCHILOWGRAD planmäßig geräumt.

AUFRUF ZUM KRIEGSEINSATZ VON MÄNNERN UND FRAUEN

In dem totalen Krieg, den wir für Freiheit und Brot, für die Erhaltung des Lebens des deutschen Volkes und Europas durchzukämpfen haben, müssen alle Kräfte restlos auf das wichtigste und einzige Ziel, die Erringung des Endsieges ausgerichtet sein. Es ist daher erforderlich, alle Männer und Frauen deren Arbeitskraft nicht oder nicht voll für die totale Kriegsführung ausgenutzt ist, zu erfassen und ihrer Leistungsfähigkeit entsprechend zum Einsatz zu bringen. Es kann und darf sich niemand, wer es auch sei, diesem zwingenden Gebot der Stunde entziehen. Wir alle sind gemeinsam von dem Willen beseelt, den Kämpfern der Front zur Seite zu stehen, im Kampf um den Sieg.

Aufgrund der Verordnung des Chefs der Zivilverwaltung in LUXEMBURG über kriegswichtigen Kräfteinsatz, vom 12. Februar 1943, gebe ich folgendes bekannt:

I.- Zur Meldung werden vorerst aufgerufen:

- 1.- Alle Männer, die am 28.2.1943 das 16. Lebensjahr erreicht haben (d.h. die vor dem 28.2.1927 geboren sind) bis zum 65.Lebensjahr, die weder in einer abhängigen Beschäftigung stehen, noch einer selbständigen Berufstätigkeit nachgehen;
- 2.- Alle Mädchen und Frauen ohne Kinder, die vor dem 28.2.1926 geboren sind, bis zum 45. Lebensjahr und die weder in abhängiger Beschäftigung stehen, noch einer selbständigen Berufstätigkeit nachgehen;
- 3.- Männer und Frauen, die in abhängiger Beschäftigung stehen, deren Arbeitszeit jedoch am 1. Januar 1943 weniger als 48 Stunden in der Woche betragen hat;
- 4.-Selbständige Berufstätige, die am 1. Januar 1943 keine oder nicht mehr als 5 Gefolgschaftsmitglieder beschäftigt haben, jedoch mit Ausnahme der im Handwerk, Handel und Gaststätten gewerbeselbständigen Berufstätigen, die durch die Maßnahme zur Überprüfung dieser Erwerbszweige erfasst werden;
- 5.-Männer und Frauen der angeführten Altersklassen, die in der Landwirtschaft beschäftigt, jedoch nicht voll ausgelastet sind.

II.- Von der Meldung sind befreit:

- 1.- Ausländer;
- 2.-Männer und Frauen, die in einem öffentlich rechtlichen Dienstverhältnis stehen sowie die zur Wehrmacht, zur Polizei und zum Reichsarbeitsdienst Einberufenen; Ruhestandsbeamte haben sich dagegen unter den sonstigen Voraussetzungen zu melden.
- 3.- Männer und Frauen, die hauptberuflich selbständig im Gesundheitswesen tätig sind;
- 4.- Geistliche;
- 5.- Schüler und Schülerinnen, die eine öffentliche oder anerkannte private allgemein bildende Schule besuchen. Die Befreiung von der Meldepflicht erstreckt sich nicht auf Schüler und Schülerinnen von Fachschulen, z.B. Handelsschulen und auf Studierende auf Universitäten oder sonstigen Hochschulen;
- 6.-Anstaltspfleglinge, die erwerbsunfähig sind;

Von der Meldepflicht befreit sind werdende Mütter.

III.- Die aufgerufenen Personen haben die für das Arbeitsamt bestimmten Vordrucke auszufüllen.

IV.- Die Meldevordrucke mit einer Meldebestätigung werden durch die Blockleiter und Helfer der Partei dem Meldepflichtigen zugestellt und innerhalb 8 Tagen von diesen wieder abgeholt und gesammelt, dem Arbeitsamt übergeben. Beide Vordrucke sind sorgfältig auszufüllen. Die Meldebestätigung, die durch das Arbeitsamt übersandt wird ist sorgfältig aufzubewahren.

V.-Sollte eine meldepflichtige Person auf diesem Wege nicht erfasst sein, so ist sie verpflichtet, den Meldevordruck bei der Geschäftsstelle der zuständigen Ortsgruppe der V.D.B. sich zu besorgen und an diese umgehend ausgefüllt wieder zurückzugeben.

VI.- Jeder Meldepflichtige wird nach Abgabe des Meldevordrucks durch das Arbeitsamt einzeln vorgeladen.

VII.- Das Arbeitsamt kann aufgrund des Art. 5 der Verordnung über die Meldung von Männern und Frauen für Aufgaben der Reichsverteidigung vom 27. Januar 1943 die Meldung und das persönliche Erscheinen durch Zwangsgeld bis zu 1.000 RM erzwingen.

Luxemburg, den 18. Februar 1943
Der Leiter des Arbeitsamtes Luxemburg

Ein recht fühlbarer Mangel an Waren des täglichen Bedarfs macht sich bemerkbar. Nicht bewirtschaftete Artikel sind fast gänzlich aus den Auslagen der Schaufenster verschwunden. Was früher zu Dutzenden, in großer Auswahl zum Verkauf stand, ist schon nicht mehr oder nur mehr in einzelnen Stücken vorhanden.

« Der Krieg wäre vielleicht schon beendet, hätten die Deutschen nicht den Retter in der Not gefunden, denn dieser heißt ERSATZ. Dieser Ersatz hilft den Krieg verlängern, wenn nicht um Jahre, dann aber sicher um Monate. «

Einige Auszüge aus der Tagespresse an der russischen Front, nach deutschen Berichten:

An der Donez-Front und im Raum von CHARKOW griff der Feind wieder mit starken Kräften an. Er wurde in teilweisen schweren Kämpfen abgewiesen. Zahlreiche feindliche Vorstöße südöstlich von OREL scheiterten.

Der Gegner wurde durch Gegenangriff geworfen und hierbei wurden mehrere Panzer vernichtet. Die Luftwaffe griff Panzeransammlungen, Artilleriestellungen und Marschkolonnen des Feindes an und brachte den Verbänden des Heeres fühlbare Entlastung.

Bei Fortführung der starken Angriffe südöstlich des Ilmensees erlitt der Feind schwere Verluste an Menschen und Material. Trotz stärkster Unterstützung durch Panzer und Schlachtflieger wurde der Gegner vor der deutschen Hauptkampflinie überall abgewiesen. Auch die fortgesetzten Versuche der Sowjets unsere Front südlich des Ladogasees und vor LENINGRAD zu durchstoßen, brachen blutig zusammen.

Blut und abermals Blut !

« Der feindliche Angriff blutig gescheitert, zusammengebrochen oder blutig abgewiesen «

Auch unsere Jungen werden sich an diesem Blutbad beteiligen müssen, denn wie wir jetzt erfahren, sollten viele von ihnen an der russischen Front stehen. Die Divisionen des deutschen Heeres « Großdeutschland « waren in Russland schwer angeschlagen worden und um diese Formationen aufzufüllen wurden Freiwillige geworben.

Das Resultat war schäbig ausgefallen, von einigen Kompanien hatten sich nur 2 Deutsche gemeldet; kein Luxemburger.

Als dann gefragt wurde: wer war im RAD, wer war HJ-Führer ?, herrschte eisiges Stillschweigen.

Der Spieß trat vor die Kompanie und gab folgende Erklärung:

« Melde Herrn Major, dass alle Luxemburger im RAD waren «

« Luxemburger vortreten «

Jetzt war die Werbung für Freiwillige zu Ende. Die Luxemburger wurden gegen ihren Willen zu einer Division « Großdeutschland « gepresst und anderntags waren sie auf der Fahrt nach dem Osten.

Propagandaminister GOEBBELS hat am 18. Februar eine Rede vom Stapel gelassen und Landesleiter KRATZENBERG hatte am 22. in DÜDELINGEN gemault.

Die Winterschlacht um CHARKOW war geschlagen und die Deutschen meldeten den Verlust beiläufig zu einem kleineren Geländeverlust.

Wie dieser « kleine Geländeverlust » aber in Wirklichkeit aussah, konnte jeder sich selbst ausmalen, als man später erfuhr, dass die Deutschen während 8 Tagen im Eiltempo nach rückwärts gelaufen waren.

Luxemburger Patrioten werden am 16.3.1943 deportiert.

HITLER hatte am 21. März 1943 in BERLIN eine kleine Rede gehalten. Er der früher so langatmige Reden gehalten hatte, war seit dem Fall von STALINGRAD und CHARKOW viel schweigsamer geworden.

Beleuchten wir hier ein paar Auszüge aus seinen früheren Reden:

« Wir haben alles zu gewinnen und nichts zu verlieren; wir werden niemals kapitulieren; wir werden ihre Städte ausradieren; der Amerikaner kommt zu spät oder wo der deutsche Soldat steht, kommt kein anderer mehr hin »

Eine große Zahl Luxemburger wurde am 30. März 1943 umgesiedelt.

In der Nacht vom 3. zum 4. April ist eine rege Fliegertätigkeit festzustellen, sogar der Bahnhof USELDINGEN hatte unter MG-Feuer zu leiden.

Welche Länder sollten denn dieses Jahr von den Deutschen besetzt werden ?

Etwa die SCHWEIZ oder die TÜRKEI, denn es sind doch die Monate März und April immer gewesen, wo die Nazis über andere herfielen.

Die Alliierten konnten am 8. Mai die Vertreibung der italienischen Truppen aus AFRIKA melden.

An einem dieser Abende sprachen 3 französische Kriegsgefangene bei unserem Hause vor. Aus ihrem Gespräch hatte mein Bruder soviel entnommen, dass sie nicht wussten, wo sie waren und in welcher Richtung die französische Grenze sei. Er hatte sie ins Haus eingeladen, doch sie ließen sich nicht dazu bewegen.

Witterten sie vielleicht eine Gefahr, oder wie dem auch sei, als ich nach ihnen Ausschau hielt, waren sie spurlos verschwunden, die Nacht hatte sie verschluckt.

Im Juni war dem ganzen Dorf pro Haushalt je ein Kriegsverwundeter zugeteilt worden. Sie sollten sich auf dem Lande, einen Monat lang erholen. Der Mann der uns zugewiesen wurde, war an der holländischen Grenze beheimatet.

Um diese Zeit, ebenfalls im Juni passierten hier in der Ortschaft 2 Russen in Begleitung eines Gendarmen, wie ich später erst in Erfahrung brachte, waren die beiden vom Blockleiter festgehalten und angezeigt worden.

Es könnte mal geschehen, dass dieser Kerl sich die Finger verbrennt, an einer solchen Geschichte.

Laut Meldung in der deutschen Presse soll der Kölner Dom bei einer Bombardierung beschädigt worden sein.

Den britischen Fliegern wird zum Vorwurf gemacht, sie würden gar keine Rücksicht auf Kirchen, Krankenhäuser, Schulen, Denkmäler usw. nehmen, aber eines verschwiegen die Deutschen dabei, dass ihre Flak immer in der Nähe dieser Orte steht.

Aufruf zum Kreistag der N.S.D.A.P.

In diesem Zeitlauf wird um Schicksal und Zukunft der deutschen Menschen und darüber hinaus, der Europäer gekämpft.

Ein Triumph des Bolschewismus und des Amerikanismus würde die Verlagerung des Schwerpunktes der Welt, von den alten europäischen Kulturmächten nach MOSKAU oder WASHINGTON bedeuten, damit würde eine mehrtausendjährige ruhmreiche Entwicklung jäh abgebrochen, dann würde nicht nur DEUTSCHLAND sondern EUROPA unter wesensfremde Vormundschaft gebeugt. Was uns mit der Herrschaft des Bolschewismus erwartet, wissen wir. Einige Jahre vor Beginn dieses Krieges hatten unsere Abgeordneten samt und sonders den Eintritt eines Kommunisten in unsere Kammer verhindert, sie wussten warum, und das ganze Land wusste warum. Dass wir mit dem Amerikanismus, der sein Ideal im gewissenlos aufgehäuften Dollar und in himmelstürmenden Wolkenkratzern sieht, der, was er an Kunst und Kultur besitzt, aus EUROPA bezogen hat und noch bezieht, dessen Präsident den europäischen Esel, wie er sich ausdrückt, mit Mohrrübe und Stecken dorthin zu bringen hofft, wo er ihn haben will und der seine Werbung deshalb damit beginnt, dass er einzigartige Kulturdenkmäler in EUROPA, Zeugen eines tausend- und zweitausendjährigen Kulturwillens in Schutt und Asche legt, dass wir mit diesem Amerikanismus keine besseren Erfahrungen machen würden, ist heute für jeden denkenden Menschen klar. Wir deutschbewussten und auch europäisch denkenden Menschen jedenfalls, werden uns vor dieser doppelten Drohung nicht beugen. Und wenn heute Gauleiter und Kreisleiter uns Luxemburger zu dem nun beginnenden Kreistag aufrufen, dann wollen wir diese Tage begehen mit allem Ernst den die Stunde erheischt aber auch mit aller Hingabe, allem Opferwillen allem Starkmut und aller gläubiger Zuversicht, die eine gute, gerechte aber auch unüberwindlich starke Sache verdient. Wir wollen dabei derjenigen gedenken, die mit unseren tapferen Soldaten für uns und unsere Zukunft draußen kämpfen und bluten. Ihrer wollen wir gedenken und ganz besonders den Gefallenen, die ihr junges, ihr ungelebtes Leben für uns hingegeben haben. Wir verstehen zutiefst den Schmerz der Hinterbliebenen, wir können ihnen zu ihrem Troste nur versichern, dass das Andenken der Tapferen nie verlöschen wird, dass die Kränze auf ihren Gräbern nie verwelken werden, und dass, wo immer von den Besten des Landes gesprochen werden wird, sie an erster Stelle genannt werden. Ihr Beispiel aber wird und stählen.

Wir wollen nichts Unbilliges, nichts Willkürliches, wir wollen das Notwendige und deshalb werden wir siegen.

In diesem Geiste der entschlossenen und unbeugsamen Selbstbehauptung, der Behauptung dessen, was seit tausend Jahren durch Geschichte, Sprache und Blut in uns beschlossen liegt und uns verpflichtet, wollen wir den Kreistag begehen.

Gezeichnet: Prof. D. KRATZENBERG
Landesleiter der Volksdeutschen Bewegung.

Der Gauleiter hat sich in diesem Jahr ein Riesenzelt zugelegt, um die Tagungen und Sonderveranstaltungen in den vier Kreisstädten würdig zu begehen.

Das ganze erweckte bei den Luxemburgern fast den Eindruck, wie die vor dem Kriege hier gastierenden Wanderzirkusse, nur mit dem Unterschied, dass im Zirkus SIMON nur einzelne Tiere vorgeführt wurden.

Er selbst, als Zirkusdirektor paradierte mit dem einzigen Pferd, Oberbürgermeister HENGST und Landesleiter KRATZENBERG bei den einzelnen Veranstaltungen zu denen der eine oder andere Parteibonze aus dem Altreich verpflichtet wurde.

War es in DIEKIRCH oder ECHTERNACH gewesen, da prangte eines Tages in großen Buchstaben auf dem Zelt: « Zirkus SIMON, letzte Veranstaltung, von hier ab heim ins Reich »

Ein Jahr später musste er seine Gastspiele hier in LUXEMBURG abbrechen.

Nach Berichten soll MUSSOLINI am 25. Juli 1943 gestürzt worden sein. Die Deutschen hatten einige Zeit alles geheim gehalten, mussten sich aber später zu einer Meldung bequemen.

Am Abend des 3. August 1943 ging hier in der Ortschaft das Gerücht um, auf der Strasse von ESCHDORF nach HEIDERSCHEID seien zwei deutsche Gendarmen erschossen worden.

Die Deutschen hatten daraufhin große Verstärkungen dorthin dirigiert. Ihr Bemühen blieb allerdings erfolglos, weil der Refraktär, der die beiden umlegte, bereits in Sicherheit war und ohne dass ich es damals wusste, keine 20 Schritte von unserem Hause entfernt war. Der in der Nacht niedergegangene Gewitterregen hatte auch eine Verfolgung mit Polizeihunden verhindert.

In der Tageszeitung erschien am 4. August eine Notiz, an der Strasse HEIDERSCHEID - ESCHDORF sei einer Toter aufgefunden worden; es folgte eine Beschreibung, mit Bild und den Sachen die er bei sich trug. 14 Tage später sollte ich Genaueres über den Zwischenfall erfahren. Der Tote war Felix LUX aus ETTELBRÜCK. Dieser, der einer Widerstandsbewegung angehörte, war von der Gestapo verhaftet worden und auf dem Transport nach KÖLN aus dem Zug gesprungen. Mit einer schweren Stirnwunde schleppte er sich 5 Tage lang herum, bis er wieder hier anlangte. Er schloss sich dann einer Gruppe von Refraktären an und es kam dann zu der bekannten Schiesserei auf der Eschdorfer Strasse.

Kinder, die nach Beeren suchten und auch Erwachsene waren in den letzten Monaten in den Hecken und Wäldern auf Gruppen von Refraktären gestoßen.

Nebenwege und Pfade, wie der von BÖWINGEN nach VICHTEN, MICHELBUCH, MERTZIG via HEIDERSCHEID haben in den letzten Monaten des Nachts viel Verkehr.

Etwas vorsichtiger könnten diese Leute doch zu Werke gehen. Ich selbst konnte an mehreren Abenden verschiedene Gruppen feststellen.

Vor geraumer Zeit war auch ein Knecht der Ortschaft auf eine schwerbewaffnete Gruppe gestoßen.

Nacht vom 10. auf den 11. August 1943.

Es mochte gegen Mitternacht gewesen sein, als wir jäh aus dem Schlaf gerissen wurden. Wie so oft in den letzten Nächten, waren die ersten Flieger bereits passiert, als plötzlich ein Geräusch zu vernehmen war, als wenn ein Jagdflieger in die Steilkurve geht. Als wir gleich darauf einen Aufschlag und ein helles Leuchten in der Nähe beobachteten, waren wir zuerst der Ansicht, ein Flugzeug wäre abgestürzt. Wir eilten schnell nach draußen, wo wir feststellten, dass drei Brandbomben in der Nähe unseres Hauses abgeworfen worden waren. Zwei davon konnten wir zum Erlöschen bringen, indem wir sie schnell zur Seite schleuderten. Wir wussten, dass eine Stab-Brandbombe nach höchstens 2 Minuten, wegen der Hitze nicht mehr angefasst werden konnte. Trotzdem versuchten wir auch noch, die dritte wegzuschleudern, doch verbrannten wir uns hierbei bereits die Finger. Nun erst merkten wir, dass die Scheune und die Nebengebäude bereits an mehreren Stellen brannten. Ich muss gleich vorweg sagen, dass eine Bekämpfung dieser Bomben in einer Scheune, wo leicht brennbares Material, wie Heu und Stroh liegt, aussichtslos ist. Man muss gleich beim Niederfallen solcher Bomben zur Stelle sein, um sie dann noch durch Abdecken mit Sand oder Erde zum Erlöschen zu bringen.

Diese zwei Faktoren treffen jedoch in den seltensten Fällen zusammen.

Wir hatten trotzdem versucht, das Feuer mit Wasser zu bekämpfen, aber ohne Erfolg, man brachte das Feuer durch diese Maßnahme nur auseinander. Das Gebäude brannte bereits an vielen Stellen. Wir mussten uns vorerst um die Rettung des lebenden Inventars kümmern. Da das Wohnhaus nur einige Meter vom Brandherd entfernt war, mussten wir ein Übergreifen des Feuers verhindern.

Zu diesem Zweck schleppten wir eimerweise Wasser auf den Speicher, um so das Wohnhaus vom Brand abzuschirmen.

Eine Viertelstunde später heulten in ETTELBRÜCK und in DIEKIRCH die Fliegersirenen.

Als die Löschzüge am Brandherd eintrafen, war der Dachstuhl bereits eingefallen. Das Wasser für die Motorpumpen musste mit Pferdegespann 1 Kilometer entfernt gelegenen Weiher herangeschafft werden. Ich war auf dem Dachboden des Hauses geblieben und konnte hören, dass die Leute das Haus gänzlich ausräumten. Polizei versah den Ordnungsdienst und hatte mehrere Strassen abgeriegelt. Einige der Uniformierten bequerten sich zu mir auf den Speicher, sogar Amtsbürgermeister Gallmeister, mit seinem unvermeidlichen « Heil Hitler » hatte ich zu Besuch.

Da ich im voraus wusste, dass für Brände durch Kriegsgeschehen keine Feuerversicherung haftbar war, wollte ich doch in Erfahrung bringen, wer für den Wiederaufbau und die Kosten in Frage käme.

Ich stellte dem Amtsbürgermeister dennoch die Frage, wer die Folgen der Schäden zu tragen hätte.

Hier seine Antwort:

« Der Aufbau kann durch Sofortmassnahmen, d.h. ohne eine Baugenehmigung abzuwarten, in 14 Tagen beginnen und die Baukosten, ja da sind wir beide uns doch heute schon klar, kein anderer als der es verschuldet hat, der Engländer zahlt's. »

Wäre unsere Lage nicht so ernst gewesen, ich hätte doch fast laut aufgelacht.

Ein guter Witz, aber ich glaubte ihn nicht, wusste ich schon damals, dass der Engländer nie und nimmer auch nur einen Pfennig würde zahlen.

Halb drei Uhr. Die ersten Flieger kehren zurück.

Unten auf der Strasse, ein Kommando: « Pferde in Sicherheit bringen, wegen MG-Feuers ». Mancher wird wohl bereits Erfahrungen im Altreich gesammelt haben. Es erfolgte jedoch kein Angriff.

Das Nachbaranwesen FEITLER brannte gleichzeitig mit dem unsrigen ab.

Als im Morgengrauen die 2 Löschzüge abzogen, übernahm die Feuerwehr von VICHTEN die Brandwache.

Der liebe Leser stelle sich mal im Geiste vor:

Total ausgebrannt, rauchgeschwärzte Mauern, ein Haufen Asche, kein Heu, kein Holz, kein Dach mehr über dem Kopf, keine Maschinen, das tote Inventar war fast restlos den Flammen zum Opfer gefallen und in knapp vier Monaten der Winter vor der Tür.

Ein kleines Vorspiel sollte es sein, gegenüber dem Geschehen, das 16 Monate später über unser Ösling hereinbrach. Unser harrete ein Jahr der Arbeit und der vielen Sorgen. Für die uns geleistete Hilfe von Leuten der Einwohnerschaft und näheren Umgebung sei hier an dieser Stelle herzlich gedankt.

Michelbouch, im März 1946

Der Herausgeber

B.M.

(Vorstehende Notizen wurden ohne Korrektur aus dem Tagebuch übernommen)

Paul Heinrich

Erinnerungen aus schwerer Zeit: Kriegserlebnisse von Jean-Pierre SCHLIM (Fortsetzung)

Heimaturlaub und Fahnenflucht

Unsere Heimatstadt LUXEMBURG erreichten wir gegen 0 Uhr 30. Gegen Morgen fuhr ich nach Hause. Täglich musste ich mich telefonisch beim Wehrmachtskommando in LUXEMBURG melden. Am 24. Juni, 6 Tage nach meinem Urlaubsantritt kam der Befehl, sofort zurück zur Einheit nach BERLIN-WANDERN. Um 14 Uhr sollte ich den Zug von ETTTELBRUCK nach LUXEMBURG nehmen. Mein Vater hielt mich zurück, unter keinen Umständen sollte ich nochmals an die Front. Auf meine Frage, wo ich denn hin sollte, meinte er, dass ja schon vier Feulner desertiert und untergetaucht seien, für mich würde sich wohl auch eine Lösung ergeben. Meinen weiteren Einwand, dass dies aber für die Familie eine Umsiedlung bedeuten könnte, konterte er mit dem Hinweis, dass die Familie in der Umsiedlung allemal eine größere Überlebenschance habe, als ich an der Front, von wo ich ja wohl mit Sicherheit nicht lebend zurückkehren würde.

Wo die vier desertierten Feulner ihren Aufenthaltsort hatten, wussten wir allerdings nicht.

Dies war das Geheimnis der Feulner, die im Untergrund tätig waren, die wir wiederum nicht kannten, sogar mein Vater nicht.

Er vertraute blind dem Schicksal.

Am Abend vor dem bevorstehenden Abmarsch verabschiedete ich mich, zusammen mit Jean KETTEL von befreundeten Familien. Gegen 22 Uhr sollten wir nach Hause zurückkehren. Hinter der Kirche tauchte im Dunkeln plötzlich Georges PETERS auf, und zog uns in seinen Garten. Er teilte uns mit, da sowohl mein Vater, wie auch die Familie von Jean einverstanden seien, sollten wir nicht an die Front zurückkehren. Punkt 12 Uhr sollten wir allein unser Haus verlassen und uns, wenn uns keiner sah, im kleinen Tannenwäldchen « in der Heng » verstecken. Bis zur Dunkelheit sollten wir dort warten, um uns dann auf Umwegen, durch den Wald bis zur Wark durchzuschlagen. Dort sollten wir an einer bestimmten Stelle warten, bis uns jemand ein Zeichen gebe. Alle weiteren Anordnungen würden wir dort erhalten. Hoch und heilig mussten wir ihm versprechen, niemandem, auch nicht unseren Eltern, von dieser Unterredung auch nur ein Wort zu sagen. Wir taten, wie befohlen und am verabredeten Ort vernahmen wir gegen Mitternacht das vereinbarte Zeichen.

Nach unserer Antwort trafen wir, überrascht aber überglücklich unsere drei desertierten Kameraden ANGELSBURG René, LOSCH Emil, MERGEN Charles und den uns bis zu diesem Zeitpunkt noch unbekanntem WENNIG Pierre aus LUXEMBURG.

Bewaffnet war jeder von ihnen mit einem Gewehr.

Nach einer sehr bewegenden Begrüßung erkundigten wir uns, wo wir nun wohl untertauchen sollten ?

René meinte, in einer Stunde seien wir da; fortan hausen wir im Walde, in einem Bunker in « Ellensberg ». Eigentlich war es nur ein mit Ginster abgedecktes Versteck, weshalb wir uns tagsüber äußerst ruhig verhalten mussten. Kochen durften wir nur nachts.

Wasser holten wir uns im « Faichterbach », am Fuße des Steilhanges, an dem wir uns versteckten. Jede Woche erhielten wir an vorbestimmter Stelle unsere Lebensmittel. In den Monaten Juli-August gingen wir dann an den Bau unseres ersten richtigen Bunkers im Erdboden. Er war 4 Meter lang und 2 Meter breit. An seinem hinteren Ende war er 2 Meter 40 hoch. Die Verstrebenungen bestanden aus 10-14 cm dicken Eichenstämmen und die Wände wurden mit Heraklit, einer Mischung aus Stroh, Holz und Zement verkleidet.

Im Bunker selber befand sich neben einem kleinen Tisch, ein sogenannter « Deiwelchen », ein kleiner gusseiserner Ofen, wie ihn die Hausfrauen damals zum Wäschekochen benutzten, mit einen drei Meter langen, gewundenen Rauchabzug, sowie zwei übereinander gebaute Betten, für je drei Mann. Vom oberen Bett aus führte ein gewundener, ungefähr 7 Meter langer Notausgang in den Wald, getarnt als Fuchsbau, mit aufklappbarem Deckel.

Da wir nur nachts arbeiten konnten, das Holz teilweise selber im Walde holten oder von der Untergrundbewegung erhielten, benötigten wir für den Bau ungefähr einen Monat. Zur Abdeckung des Bunkers hatten wir über die Holzdecke ein Blech gelegt. Es schützte uns gegen eindringendes Regenwasser. Kaschiert war das Ganze durch eine 50cm dicke Erdschicht, die jede Woche mit neuen Tannen bepflanzt werden musste. Auch der Eingang war so getarnt, dass er von außen nicht sichtbar war. Hierzu mussten wir bei unseren nächtlichen Ausflügen Tannennadeln sammeln, mit denen wir die getretenen Pfade zum Bunker und den Eingang tarnten.

Zu einem schweren Zwischenfall kam es Anfang August 1943. Auf der Strasse HEIDERSCHIED-ESCHDORF stieß eine deutsche Gendarmerie-Patrouille auf eine Gruppe luxemburger Refraktäre. Es kam zu einer Schiesserei, bei welcher der junge Deserteur LUX aus ETTTELBRUCK und ein deutscher Gendarmeriebeamte zu Tode kamen. Ein Gendarmeriebeamter wurde schwer verwundet.

Noch am gleichen Tag wurden die Wälder um HEIDERSCHIED, KEHMEN und FEULEN von tausend Mann der Wehrmacht und Polizei durchkämmt.

Gegen Abend wurde die Suche durch ein Gewitter ergebnislos abgebrochen.

Da für den folgenden Tag mit einer weiteren Razzia zu rechnen war, bei der wir im Bunker ganz besonders gefährdet gewesen wären, beschwor uns Georges PETERS, der uns erst jetzt vom Vorfall berichtete, den Bunker sofort zu verlassen. So wurden wir noch in der gleichen Nacht auf verschiedene Häuser verteilt. Insgesamt waren wir sieben, von denen die einen in das Haus BEHRENS, die anderen nach WELSCHEID in die Häuser MALGET und DERNEDEN kamen.

Die von uns befürchtete weitere Razzia fand aber nicht statt.

Die Falschinformation, sieben Deserteure, mit Gewehren bewaffnet, seien in Richtung belgische Grenze gesichtet worden, soll sie verhindert haben. Trotzdem warteten wir eine Woche, bis sich die Lage beruhigt hatte und kehrten dann wieder in unseren Bunker zurück.

Auszug aus der Fahndungsliste No 6/43, vom 18. August 1943

KLEMMER	Aloyse,	GRALINGEN
SCHLECHTER	Théodore,	REULER
KETTEL	Johann,	NIEDERFEULEN
SCHILTZ	Bernard,	ECHTERNACH
SCHLIM	J.P.,	NIEDERFEULEN

Die Umsiedlung meiner Familie:

Ein trauriges Kapitel meiner Bunkerzeit begann am 1. September 1943, mit der Umsiedlung meiner Familie nach SCHLESSEN.

Als ich hiervon erfuhr, konnte ich mich nur sehr schwer mit dem Gedanken abfinden und so wundert's auch nicht, dass ich meine Familie vor der Trennung noch einmal sehen wollte. Dass dies unter keinen Umständen geschehen sollte, ist mir durchaus bewusst gewesen, trotzdem suchte ich einen Grund, um mich in der Nacht vom Bunker zu entfernen.

In welche Gefahr ich uns dadurch alle brachte, war mir entweder nicht bewusst, oder ich verdrängte sie.

Allen Warnungen zum Trotz schlich ich mich ans Haus und wurde prompt von THEIS Nicolas, der Gott sei Dank Resistenzler war, gesehen.

Über den Keller stieg ich mit Mutters Hilfe ins Haus, wo ich Abschied nehmen konnte. Die kleine Therese schlief in ihrem Zimmer. Leise öffnete ich die Tür. Um sie noch einmal zu sehen machte ich für einen kurzen Moment das Licht an; sie öffnete die Augen.

Dann kehrte ich in den Bunker zurück. Mit diesem letzten Besuch brachte ich, ohne es zu wollen, meine Familie nochmals in eine ungeheuerere Gefahr, da die kleine Therese am anderen Morgen vom nächtlichen Besuch ihres Bruders erzählte. Umso gefährlicher war, dass sie sogar vom Gewehr sprach, das er bei sich trug. Nur mit viel Mühe konnte ihr die Wahrhaftigkeit ihrer nächtlichen Beobachtung in einen Traum umgedeutet werden.

Gegen 6 Uhr, am Freitagmorgen, war die Gestapo vor der Tür und forderte meine Familie auf, sich innerhalb einer Stunde fertigzumachen.

Jedes Familienmitglied durfte nur soviel mitnehmen, wie es in einem Paket tragen konnte.

Nach knapp einer Stunde wurden sie auf ein Auto verfrachtet und zum Bahnhof HOLLERICH gebracht.

Alles, was sie besaßen, sowohl das Mobiliar, als auch das Vieh, mussten sie zurücklassen. Über KÖLN, Breslau ging die Fahrt nach WARTHA in Polen, einem kleinen Städtchen nordöstlich von GLATZ, mit damals rund 1800 Einwohnern. Die Menschen hier, lebten von der Holzindustrie und der Pfefferkuchenbäckerei. Neben der Kirche aus dem 17. Jahrhundert befand sich ein Redemptoristenkloster, das von den Nazis aufgelöst worden war.

In diesem Kloster wurde das Umsiedlungslager eingerichtet. Vom 1. September 1943 bis zur Befreiung, am 8. Mai 1945 wurden 409 Luxemburger hierher verbracht. Lagerführer war der berüchtigte Gestapo-Mann Arthur GRONER, ein ehemaliger SS-Hauptsturmführer und Zahnarzt. Assistenten wurden er von zwei sogenannten Rotkreuzschwestern, Gertrud VOLKMER und Luz ZAHLTEN.

Alle drei waren den Luxemburgern gegenüber nicht gut gesinnt und so gab es ständig Sticheleien, die darin gipfelten, dass immer wieder klar gestellt wurde, die Luxemburger würden ihre Heimat niemals wiedersehen. Die meisten Umsiedler aus LUXEMBURG arbeiteten in einer Zellstoff-Fabrik in FRANKENBERG, die restlichen als Hausangestellte, in Lazaretten oder bei Handwerkern. Da meine Familie aus sieben Personen bestand, wurde sie Ende April, Anfang Mai, als kinderreiche Familie « lagerfrei » eingestuft.

Die ganze Familie kam nach GABENAU, wo die meisten in einer Kohlenhandlung arbeiten mussten. Nur meine Schwestern Anna und Marie mussten in einer Fabrik arbeiten.

Mein Vater war bei der Umsiedlung 52 Jahre alt und meine Mutter 48.

Marie war 19, Anna 17, Susanne 11, Jeanne 9 und Therese 6 Jahre alt.

Als der Krieg zu Ende ging, und die Russen immer näher rückten, kamen alle ins Lager zurück, von wo aus sie zu Fuß den Heimweg antreten konnten.

Ihre ganze Habe, auf kleinen Handwagen verstaut, marschierten sie drei Wochen, bis sie in die amerikanische Zone kamen. Mit Lastwagen beförderten die Amerikaner sie nach SPEYER, von wo aus die Reise mit dem Zug zurück in die Heimat ging.

Hier kamen sie am 21. Juni, im Laufe des Nachmittages an. Ein Bus brachte sie zurück nach FEULEN, wo wir uns alle nach zwei langen Jahren, glücklich in die Arme fielen.

BUNKERLEBEN

Mittlerweile hatten sich Anfang September vier weitere Luxemburger von der Wehrmacht abgesetzt.

Auch sie mussten nun irgendwo untergebracht werden. Da aber unser Bunker in « Ellensberg » zu klein war, wurde ein zweiter in « Lënsterfréin » errichtet.

Er wurde nach dem gleichen, sich inzwischen bewährten Muster, wie der « Ellensberger » gebaut. Da das Überleben im Winter, im Bunker unmöglich war, wurden wir gegen Ende Oktober auf die umliegenden Dörfer verteilt. Ich kam nach SCHEIDEL ins Haus des STEICHEN Victor. Hier arbeitete ich im Hause mit, im Haushalt, beim Kartoffelschälen, im Stall beim Misten und Melken der Kühe und wo man meine Hilfe sonst noch brauchte.

Die Resistenz aber war auch während der Winterzeit immer aktiv. Lag kein Schnee, wurde an zwei weiteren Bunkern gebaut, einer auf dem Bann SCHEIDEL, in « Pindels » und einer auf dem Bann « Burgknapp » bei WELSCHEID. So gegen Mitte März kehrten wir dann wieder in unsere Bunker im Wald zurück. Die Untergrundorganisation hielt stets die Verbindung zwischen den einzelnen Gruppen untereinander aufrecht. Im Mai 1944 musste eine Information über die Untergrundtätigkeit zu den Deutschen durchgedrungen sein.

Frühmorgens, um 4 Uhr, fand eine Razzia durch die Gestapo in einigen Häusern der Ortschaft FEULEN statt. Gesucht wurde der Resistenzler Anton STEIWER.

Nachdem er am Tage zuvor gewarnt worden war, konnte er rechtzeitig untertauchen, wie auch Emil STEFFEN aus OBERFEULEN.

Bevor sie zu uns in den Bunker kamen, lebten sie versteckt, bei verschiedenen Familien. Die bestehenden Bunker waren inzwischen alle überfüllt, so wurde ein weiterer, ungefähr 50 Meter vom anderen entfernt, in « Lënsterfréin » errichtet.

In diesen kamen Anton STEIWER, Paul LAHRY und Emil STEFFEN.

Am 22. Juli 1944 stürzte ungefähr 200 Meter von unserem Bunker in « Ellensberg » ein amerikanischer Bomber vom Typ B-17 C 10 ab.

René ANGELSBURG und ich waren zu diesem Zeitpunkt in WELSCHEID, wo wir bei Arsène MALGET eine Notschlachtung vornahmen.

Da die abgestürzte Maschine von der Wehrmacht Tag und Nacht bewacht wurde, durften wir den Bunker nicht verlassen. Nach etwa einer Woche war das Wrack abtransportiert, die Bewacher abgezogen, und wir konnten uns die Absturzstelle in der Nacht ansehen.

Einer der Piloten hatte überlebt und versteckte sich bis zur Befreiung im Hause KRIEPS zu NIEDERFEULEN.

Eines der größten Probleme unserer Bunker-Zeit war neben der totalen Geheimhaltung, die Verpflegung.

In jedem einzelnen Bunker saßen ja vier bis fünf Mann, die versorgt werden mussten. Manches besorgten wir uns selber, wie Kartoffeln, Flusskrebse, Forellen und Kleinwild, aber neben manch einem Hasen musste auch mal ein Reh sein Leben in einem unserer Stricke lassen. An sonstigen notwendigen Lebensmitteln hat es uns nie gefehlt.

Sogar Tabak und manch guter Tropfen Wein konnten wir uns zu Gemüte führen.

Fehlte es uns trotz allem an irgendetwas, z.B., wenn jemand krank wurde, dann galt die Vereinbarung, dass ein Kilometer entfernt, in einem Tannenwaldstück am Rande von NIEDERFEULEN, eine aufgehängte Zeitung als Signal diente.

Von seinem Hofe aus konnte Emil BEHRENS diese sehen und so zu uns Kontakt aufnehmen. Auch mussten wir während unserer Bunkerzeit immer mal wieder für kurze Zeit in einem der zu uns stehenden Häuser untertauchen.

Ein für uns dramatischer Zwischenfall ereignete sich im Frühjahr 1944, als wir nachts von einem unserer Streifzüge zum Bunker zurückkehrten.

Der Eingang war nicht getarnt und stand offen.

Im Innern war überall Blut zu sehen. Indem René ANGELSBURG als einziger im Bunker verblieben war, mussten wir annehmen, dass man ihn entdeckt hatte und dass es hierbei zu einer Schiesserei gekommen sei.

Voller Panik hielten wir uns versteckt, bis nach ungefähr einer Stunde ein Mitglied der Resistenz, Georges PETERS, auftauchte und uns mitteilte, dass beim Einsteigen in den Bunker sich aus der Schrotflinte von René ANGELSBURG ein Schuss gelöst habe, der ihn an der rechten Hand verletzte.

Nachdem der Verletzte sich notdürftig verbunden hatte, schleppte er sich am helllichten Tage zu dem 2 Kilometer entfernten Haus STEICHEN nach SCHEIDEL. Der herbeigerufene Arzt Dr. HUBERTY aus ETTTELBRUCK brachte ihn nach DIEKIRCH zu Dr. SINNER, der ihn in der gleichen Nacht operieren musste. Anschließend wurde er sofort nach NIEDERFEULEN ins Haus BEHRENS gebracht.

Da Dr. HUBERTY in diesem Hause täglich nach der kranken Mutter sah, konnte auch René unbemerkt mit verarztet werden.

Nach drei Wochen allerdings, hielt er es nicht mehr auf dem Hofe aus.

Er kam zurück in den Bunker, wo wir ihm täglich die Verbände auswechseln und abkochen mussten.

Paul HEINRICH

Schluss folgt

Ehemaliger G.I. kehrt an seinen Einsatzort in FOUHREN zurück

Es war im Herbst 1996, als Mitglieder unserer Vereinigung in einem Waldstück bei FOUHREN eine amerikanische Erkennungsmarke fanden, welche außer der Identifikationsnummer den Namen des ehemaligen Besitzers enthielt.

Nach längeren Nachforschungen konnte der seit Jahren in den Vereinigten Staaten lebende ehemalige Colonel der luxemburgischen Armee, Pierre BERGEM, den Besitzer der Erkennungsmarke in der Person von Amos Elmer MEYERS, wohnhaft in HUNTINGDON - Pennsylvania - ausfindig machen. Amos Elmer MEYERS hatte also den Zweiten Weltkrieg überlebt.

Am 1. Juni 1943 wurde der kaum 18jährige in die US-Armee eingezogen.

Mit der 28. US-Inf.-Div. (Keystone Division oder Bloody Bucket) gelangte er am 22. Juli 1944 auf den europäischen Kriegsschauplatz.

Am 10. September 1944 war die 28. Inf.-Div., unter ihrem Kommandeur Generalmajor Norman COTA, an der Befreiung unseres Landes beteiligt.

Amos Elmer MEYERS gehörte der E-Kompanie an, 2. Bataillon, Regiment 109.

Als am 16. Dezember 1944 Hitlers letzte Offensive über unsere Heimat hereinbrach, verteidigte die E-Kompanie die Ortschaft FOUHREN gegen einen zahlenmäßig weit überlegenen Gegner.

Nach 54 Jahren kehrte Amos Elmer MEYERS in Begleitung seiner Ehegattin an jenen Ort zurück, wo am 17. Dezember 1944 der Leidensweg des damals 19jährigen Soldaten begann.

Bereits kurz nach seiner Ankunft wurde Amos Elmer MEYERS im Patton-Museum in ETTTELBRUCK von Bürgermeister Pierre KRAUS und zahlreichen Mitgliedern unserer Vereinigung begrüßt.

Nachdem der Einsatz des ehemaligen G.I. resümierend dargestellt worden war,

überreichte Bürgermeister KRAUS dem Gast aus Amerika die Patton-Medaille sowie ein Buch über die Stadt ETTTELBRUCK.

Tief bewegt dankte der Geehrte allen Anwesenden für die ihm entgegengebrachte Anerkennung.

Am Samstagnachmittag, den 19. September 1998, befand die Ortschaft FOUHREN sich in Feststimmung, galt es nicht jenen US-Soldaten zu ehren, der anno 1944 zusammen mit seinen Kameraden versucht hatte, das Dorf vor dem feindlichen Ansturm zu schützen.

Bürgermeister Jean-Pierre THEIS fand treffende Worte des Dankes für die tapferen US-Soldaten, die damals ihr junges Leben eingesetzt hatten, um unsere geliebte Heimat zu verteidigen und überreichte dem heute 73jährigen ein passen- des Geschenk der Gemeinde FOUHREN.

Mit bewegter Stimme sprach Amos Elmer MEYERS Worte des Dankes und der Anerkennung für die ihm zuteil gewordene Ehre.

Über seine Erlebnisse als Soldat der 28. US-Inf.-Div. lassen wir ihn nachfolgend berichten:

« Die E-Kompanie, 109. Regiment, der 28. Infanteriedivision lag in einem kleinen Bauerndorf im Osten Luxemburgs, gegenüber der deutschen Grenze.

Bis zum Grenzfluss OUR waren es ungefähr 3 Kilometer.

Wir, die Überlebenden der bitteren Kämpfe im Hürtgenwald, wurden Anfang Dezember nach LUXEMBURG verlegt. Nach einer Woche Rast wurde ich der E-Kompanie in FOUHREN zugeteilt.

Im Hürtgenwald war ich Melder gewesen, doch nun sollte ich als einfacher Schütze eingesetzt werden, dies trotz meiner Kurzsichtigkeit und der Tatsache, dass ich, abgesehen von einer einjährigen Dienstzeit bei der Militärpolizei, nie eine Infanterieausbildung bekommen hatte.

Diese Tatsachen schienen hier jedoch niemanden zu interessieren.

Während einer Woche war unsere Gruppe in einem zweistöckigen Bauernhaus, am Ortseingang untergebracht.

Wir bekamen keinerlei Dienst zugeteilt, konnten unsere Mahlzeiten regelmäßig zu uns nehmen und hatten sogar Gelegenheit, die lokalen Gaststätten zu besuchen.

Tagsüber hörten wir Granaten unserer Artillerie, welche im Minutentakt nach DEUTSCHLAND abgefeuert wurden. Von der Gegenseite kam keine Antwort.

Nachts war es ruhig und der Ort schien friedlich. Wir erinnerten uns an bessere Zeiten zu Hause, in den Vereinigten Staaten.

Tagsüber wurden wir auch an die Heimat erinnert, wenn der schwarze Plymouth-Lieferwagen, Baujahr 1936, in FOUHREN hielt und frisches Brot und Gebäck an die Soldaten verteilte.

Es gab Gerüchte, der Krieg würde Weihnachten vorbei sein, und wir könnten nach Hause fliegen.

Am 14. Dezember musste unsere Gruppe plötzlich Kampfstellungen auf einem Hügel gegenüber der Siegfriedlinie besetzen. Von meiner Stellung aus konnte ich die Panzersperren aus Beton, genannt « Drachenzähne » und den Stacheldraht auf der deutschen Seite erkennen.

Wir saßen in unseren Stellungen, die Feuerwaffen und Handgranaten lagen bereit, und wir hielten nach den Deutschen Ausschau.

Nachts hatten wir Probleme mit dem Schlaf. Die Ruhe, die wir oben im Dorf gekannt hatten, war verschwunden.

Wir hörten laute Motorengeräusche und Bewegungen von schwerem Material, konnten aber nichts erkennen.

Wir versuchten Feindtätigkeiten auf der gegnerischen Seite festzustellen, unsere Waffen lagen griffbereit, am Rande der Stellung.

Bei Einbruch der Dunkelheit kauerten wir in unseren Erdlöchern, aßen unsere Kampfrationen und rauchten.

Die Motorengeräusche und Bewegungen von schwerem Material auf der deutschen Seite störten unseren Schlaf.

Unsere Einbildung ließ uns vermutlich jedes Geräusch verstärkt wahrnehmen, ein Umstand, der unsere Herzen schneller schlagen ließ.

Obwohl wir völlig erschöpft waren, konnten wir wegen der herrschenden Kälte, der schmalen Stellungen und der Feuchtigkeit, kein Auge schließen.

Am nächsten Morgen bekamen wir den Befehl, ins Dorf zurückzukehren.

Nachdem wir Meldung gemacht hatten, wurden wir in einem anderen Haus einquartiert. Das zweistöckige Haus am Ortsrand gehörte einer älteren Witwe.

Wir richteten uns in den zwei Zimmern an der Vorderseite ein. Nachdem wir unsere Ausrüstung überprüft hatten, gingen wir zum Essenfassen ins Dorf.

Mit meiner Kamera schoss ich noch einige Bilder, bis die Filmrolle erschöpft war. Am darauffolgenden Tage wollte ich den Film zum Entwickeln einschicken.

Ich wurde von Mitternacht bis 4 Uhr morgens zum Wachdienst eingeteilt. Die Nacht war kalt und feucht; ich hielt mich fortwährend in Bewegung, um warm zu bleiben.

Um 4 Uhr wartete ich vergebens auf meine Ablösung.

Die Kameraden hatten den Abend im Wirtshaus verbracht und waren vermutlich außerstande, ihren Dienst anzutreten. Ich hielt also die Stellung.

Um 5.30 Uhr begann die deutsche Artillerievorbereitung.

Ich rannte ins Haus, um die Kameraden zu wecken, doch diese waren bereits dabei, ihre Ausrüstung vorzubereiten. In unserer Umgebung schlugen bereits die ersten Granaten ein.

Unser Leutnant erkundigte sich über Telefon, aus welcher Richtung das Feuer käme. Ich versicherte ihm, dass die Granaten von der Deutschen Seite abgefeuert würden. Er gab uns den Befehl, uns in der Dorfmitte zu sammeln, sobald das Feuer aufhören würde. Inzwischen war es 6 Uhr, und es begann hell zu werden.

Ich ließ mein Gepäck mit meiner Kamera im Haus zurück, als wir zum Frühstück ins Dorf gingen.

Plötzlich konnten wir erkennen, dass sich der Feind dem Dorf näherte. Amerikanische Soldaten und Zivilisten rannten ziellos umher. Die Dorfbewohner packten das Nötigste auf Holzkarren und schickten sich an, das Dorf zu verlassen. Wir hielten nach unseren Offizieren und Unteroffizieren Ausschau, konnten jedoch niemanden finden.

Als wir bemerkten, dass sich die Deutschen von einer Anhöhe aus, dem Dorf näherten, beschlossen wir zu viert aus unserer Gruppe, uns nach einer geeigneten Feuer- und Beobachtungsstelle umzusehen.

Die Deutschen waren noch ungefähr 100 Meter vom Dorfrand entfernt, als sie von unserer Artillerie erfasst wurden.

Auf einem kleinen Erdhügel entdeckten wir einige verlassene Kampfstellungen. Wir warfen uns hinein und entkamen auf diese Weise dem MG- und Granatwerferfeuer, das auf uns gerichtet wurde.

Gott sei Dank, wurde niemand verletzt, doch der Schreck saß uns so tief in den Gliedern, dass wir nicht einmal imstande waren, eine Zigarette anzuzünden. Die Deutschen griffen wenigstens in Bataillonsstärke an. Unser MG- und Artilleriefeuer fügten ihnen hohe Verluste zu.

Als sie auf der Strasse, Richtung DIEKIRCH, an uns vorbeifuhren, wurden wir mutig und feuerten unsere Gewehre ab.

Gegen Abend stellten die Deutschen den Angriff auf die Dorfmitte ein.

Ihre Sanitäter begannen damit, die Verwundeten zu bergen.

Wir schlichen uns zurück ins Dorf und verbrachten die Nacht in einem Granattrichter. Da wir kein Wasser hatten, nahm ich die Feldflaschen meiner Kameraden und schlich zu einem Wassertrog auf der Hauptstrasse. Die brennenden Häuser beleuchteten die Strasse, und ich war mir bewusst, dass ich eine ausgezeichnete Zielscheibe abgab. Doch die einzigen Geräusche, die ich wahrnahm, war das Brüllen von sterbendem Vieh.

Es gelang mir, mit dem Wasser zu meinen Kameraden zurückzukehren. Kurz nach der Morgendämmerung schlugen erneut Artilleriesalven im Dorf ein. Eine in meiner Nähe erfolgte Explosion schleuderte meinen Helm und meine Brille, welche ich am Rande eines Trichters abgelegt hatte, ins Loch.

Nachdem ich meine Brille aufgehoben und vom Schlamm gesäubert hatte, stellte ich fest, dass das rechte Glas gebrochen war.

Von unserem Trichter aus hatten wir ein ausgezeichnetes Schussfeld in Richtung der Angreifer, die nun wieder versuchten, das Dorf einzunehmen. Meine beschädigte Brille erlaubte mir nicht mehr, korrekt zu zielen und so feuerte ich Ladestreifen auf Ladestreifen mit meinem M1-Gewehr in die Richtung, wo ich den Feind vermutete.

Der Hunger fing an, uns zu plagen, und wir beschlossen, die Hausruine nach Nahrungsmitteln zu durchsuchen.

Plötzlich hörte ich eine Frauenstimme auf der Strasse. Ich sah aus dem Fenster und konnte ein junges Mädchen erkennen, welches versuchte, eine Kuh in eine Scheune zu treiben. Das Mädchen trieb die Kuh in Richtung Dorfmitte, obwohl überall Granaten und Gewehrketten einschlugen.

Ich erreichte jenes Haus am Dorfrand, wo ich bei meiner Ankunft einquartiert war. Aus allen Fenstern schossen die Soldaten unserer Kompanie auf die Deutschen.

Die Fassade des Hauses war mit Einschüssen übersät. Ich suchte nach einer geeigneten Feuerstellung und ging in die Scheune. Eine MG-Garbe durchschlug das Scheunentor. Fast wäre ich von einem Querschläger getroffen worden.

In einer Ecke war ein kleines Fenster. Ich versuchte, die Deutschen, die ganz nahe sein mussten, auszumachen. Ohne meine Brille konnte ich allerdings nichts erkennen. Ich ging zurück ins Haus und fragte einen Kameraden, aus welchem Grunde unser Artilleriefeuer eingestellt worden wäre. Man teilte mir mit, dass unser Artilleriebeobachter getötet worden wäre.

Am späten Nachmittag tauchte ein Melder auf und teilte uns mit, alle Überlebenden hätten sich im Keller einer Scheune, in der Dorfmitte zu sammeln. Einzeln verließen wir das Haus, schlichen durch Höfe und Gärten zu dieser Scheune.

Ein mir unbekannter Captain forderte uns auf, unsere Waffen unbrauchbar zu machen und alle Adressen und militärischen Dokumente, die wir mit uns führten, zu vernichten. Ich tat, wie mir befohlen worden war. Das Foto meiner Eltern mit meinen Geschwistern steckte ich in meine Bibel und verstaute diese in der Brusttasche meines Hemdes. Ich brachte es jedoch nicht über mich, mein Gewehr zu zerstören. Deshalb nahm ich es auseinander und verstreute die einzelnen Teile auf dem Scheunenboden.

Der Captain hob eine Holzstange vom Scheunenboden auf, knotete ein weißes Taschentuch an das Stangenende und verließ die Scheune.

Nach einigen Minuten betraten mehrere Deutsche die Scheune. Sie befahlen uns, Munitionstaschen und Helme zurückzulassen und uns auf der Strasse aufzustellen. Unterdessen wurde in verschiedenen Dorfteilen noch immer gekämpft. Die Deutschen führten uns hinter einen Hügel, um uns aus der Schusslinie zu bringen.

Sie fingen an, uns zu durchsuchen. Zuerst wurden uns die Zigaretten abgenommen. Danach folgten Uhren, Ringe und andere Wertgegenstände. Die Bibel, die ich in der Brusttasche des Hemdes verstaute hatte, durfte ich behalten.

Als der Deutsche, der mich durchsuchte, meine glänzende Gürtelschnalle aus Messing sah, bedeutete er mir, den Gürtel abzugeben. Mit Handzeichen versuchte ich ihm deutlich zu machen, dass ich in diesem Falle meine Hose verlieren würde.

Der Deutsche verschwand kurz in einem Haus und kehrte mit einer Rolle Bindfaden zurück. Der Tauschhandel war perfekt.

Meine Erkennungsmarken, die normalerweise an einer Kette um den Hals zu tragen sind, hatte ich wegen der Kälte in die Hosentasche gesteckt. Der Deutsche, der meine Taschen durchsuchte, hatte mir auch diese abgenommen.

Nach einer Viertelstunde wurden wir in Viererreihen aufgestellt, und man führte uns in Richtung Dorfmitte. Neben einem Hausgiebel stand ein deutscher Panzer. Als wir uns näherten, feuerte dieser eine Granate ab. Diese schlug ungefähr 20 Meter vor uns ein; Splitter und Schmutz flogen uns um die Köpfe. Dann folgte ein zweiter Abschuss. Der Einschlag lag gefährlich nahe auf unserer rechten Seite, und wir warfen uns in Deckung. Einer unserer Bewacher näherte sich dem Panzer und feuerte eine Leuchtpatrone ab. Daraufhin fuhr der Panzer weiter.

Die deutschen Soldaten richteten ihre Waffen auf uns und befahlen uns, aufzustehen und weiterzulaufen.

Dabei schrien sie : « Los, los »

Diese Worte würde ich von nun an, noch hundertmal hören. Wir marschierten an mehreren Toten vorbei. Verwundete lagen oder saßen neben den Häusern und bedeckten ihre Wunden mit den Händen. Der Geruch von Pulver und verbranntem Fleisch verpestete die Luft. Wir durften uns nicht um die Verwundeten kümmern. Es gelang uns jedoch, einige Leichtverletzte zu bergen und mitzuschleppen.

Plötzlich schlugen wieder Granaten ein. Aus einem Teil des Dorfes vernahmen wir das Feuer amerikanischer Waffen. Die E-Kompanie war demgemäß noch nicht vollständig aufgerieben. Wir verließen das Dorf ostwärts und marschierten durch einen Wald.

Es begann zu dämmern. Einer unserer Bewacher sprach englisch. Er gab uns zu verstehen, wir seien eine Bande von Wilden. Seine Eltern wären bei einem Bombenangriff auf HAMBURG ums Leben gekommen.

Ich erklärte ihm, wir wären für diese Tat nicht verantwortlich und das Schicksal seiner Eltern täte mir leid. Ein Kamerad stieß mich in die Seite und bedeutete mir, nicht weiter mit dem Deutschen zu sprechen. Nun wurden wir gezählt; wir waren 22. Unsere Bewacher machten uns darauf aufmerksam, dass alle getötet würden, falls einer auf den Gedanken käme, die Flucht zu ergreifen. Wir glaubten ihm aufs Wort. Man brachte uns talabwärts, und wir überquerten die OUR über eine schmale Holzbrücke, die von älteren Männern bewacht wurde.

Diese Männer gaben uns zu verstehen, dass wir glücklich sein könnten, dass der Krieg für uns vorbei sei. Wir teilten ihnen mit, einige von uns seien verletzt und benötigten ärztliche Hilfe. Die Verletzten wurden von unserer Gruppe getrennt. Wir bekamen den Befehl, die Hände hinter den Kopf zu legen. «

Marc HEINRICH
Fortsetzung folgt